

Lebens abverlangt. Wenn einer der männlichen Delegierten nach der couragierten, politischen Rede einer Frau sagte: „Mit der möchte ich aber nicht verheiratet sein“, oder eine Journalistin am Ende einer Pressekonferenz empört den Vorsitzenden anfährt: „Und Sie haben keine Frau drangenommen!“, dann zeigen diese ganz simplen Beispiele, was hinter solchem männlichen und weiblichen Verhalten steckt: Angst vor der Macht des anderen. Eine Angst, die einerseits im Sexuellen wurzelt, Angst vor der Aufgabe der eigenen Vormachtstellung, die nicht auf Persönlichkeit, sondern auf der tradierten Geschlechterrolle beruht; andererseits Angst, die Unterdrückung in einen möglichen Unterdrücker hineinprojiziert und sich vor Eigenverantwortlichkeit scheut, weil dies Zivilcourage erfordert, in deren Übung man nicht gewohnt ist. Am überzeugendsten wirkten Auftritte wie der einer madagassischen Wasseringenieurin, die nicht etwa zum Frauenthema sprach, sondern sich ganz direkt persönlich engagierte. Sie meinte, man sollte das Problem der Frau nicht für ein Sonderproblem halten, man sollte auch nicht auf die Formulierung einer Theologie des politischen Engagements warten, sondern als Christ mit all denen zusammenarbeiten, die nach Gerechtigkeit und Freiheit dürsten. Für uns Europäer war der Auftritt noch mit einem zusätzlichen Erstaunen verbunden: Die Frau war schön, verstand etwas von Selbstdarstellung, die Charme und Sympathie keineswegs verleugnete.

Mit freundlicher Genehmigung der Mitarbeiterzeitschrift „Konsequenzen“, Stuttgart.

Nairobi geht weiter

EINDRÜCKE EINES JUGENDDELEGIERTEN

VON HEINZ-HERMANN NORDHOLT

Ehrlich gesagt: Ich habe ein durchaus gespaltenes Verhältnis zu Nairobi. Weder das Pathos seiner Bejubler noch das seiner Verdammer spricht mir aus dem Herzen. Mir fällt es viel schwerer, meine Ansichten zu Nairobi mitzuteilen, weil ich weder durch die Bürde eines Amtes noch durch Erfahrung und festgefügtes Interpretationsschema für die kurze, schnelle und eindeutige Beurteilung eines solchen Ereignisses programmiert bin.

DREI AUFGABEN

Eine Vollversammlung des Ökumenischen Rates, so sagt man, hat drei Aufgaben. Einmal soll sie den Kirchen Hilfestellungen bei der Auseinandersetzung mit Problemen unserer Zeit geben. Dazu dient die Sektionsarbeit, von der

ausführlich zu berichten ich vertrauensvoll kompetenteren Leuten überlasse. Nur ein paar Bemerkungen: Besonders was die Sektionsarbeit angeht, muß ich mir im Nachhinein ein gutes Stück Naivität in meinen Erwartungen attestieren. Von Ernst Lange hatte ich im Laufe der Vorbereitungen gelernt, daß Fragen einer Pädagogisierung kirchlichen Handelns für die Kirche und damit für die ökumenische Bewegung von lebenswichtiger Bedeutung sind. Es muß über Wege nachgedacht werden, wie selbstverständlich und traditionell übernommene in persönlich bejahte und verantwortete Kirchlichkeit verwandelt, wie das parochiale Gewissen entschränkt und geöffnet werden kann, wie die ökumenischen Anliegen an der Basis in die Gemeinden eingebracht werden können. Mit der Dringlichkeit dieser Probleme habe ich eine ganze Reihe von Erfahrungen gemacht. Voll von ihnen stürzte ich mich in die Arbeit der Sektion IV („Erziehung zu Befreiung und Gemeinschaft“) — und erlebte eine kalte Dusche. Mir wurde von einem karibischen Bischof entgegengehalten, dies sei nicht das Problem seiner Landsleute; ihnen gehe es vor allem um ein Dach über dem Kopf. Aber besteht nicht zwischen den Zuständen in den Entwicklungsländern und den ungerechten Weltwirtschaftsstrukturen einerseits und dem egoistischen Provinzialismus der reichen Christen andererseits ein Zusammenhang? Ich glaube, ich konnte mich nach langen, engagierten Diskussionen in meiner Arbeitsgruppe verständlich machen. Zu den erhofften Beratungen über Strategien zur Vermittlung der ökumenischen Themen, über die Pädagogik der anderen Sektionen sozusagen, kam es deshalb noch lange nicht. Aber die Pädagogik hat sich auf der Tagesordnung der Ökumene endgültig etabliert. Der Begriff „ökumenische Didaktik“ ist in aller Munde — eine leere Formel solange, bis jeder sich daran macht, sie in seinem Kontext mit Inhalt zu füllen.

Die zweite Aufgabe einer Vollversammlung: sie soll die Richtlinien für die Arbeit des Ökumenischen Rates in den nächsten sieben Jahren bestimmen. Der dazu notwendige Prozeß der Meinungsbildung beginnt natürlich lange vor der Konferenz in den Mitgliedskirchen; in Nairobi ging er in den Plenarsitzungen, Arbeitsgruppen und Sektionen mehr oder minder explizit weiter. Ausdrücklich vorgesehen dafür waren die Hearings, die an die zuständigen Ausschüsse berichteten. Von dort kamen Vorschläge ins Plenum. Ein äußerst vielschichtiges Geschehen, von vielen Faktoren beeinflusst; auf einige Tendenzen, die es hervorgebracht hat, will ich später noch eingehen. Hier soll zunächst die dritte Aufgabe einer Vollversammlung thematisiert werden: sie ist Feier des christlichen Glaubens, Fest der ökumenischen Gemeinschaft, Ermöglichung des Sich-Treffens über alle Grenzen hinweg. So klingt denn auch allenthalben in Berichten und Statements an, das Wichtigste an der Konferenz

sei die persönliche Erfahrung der Begegnung, das spirituelle Erlebnis der Gottesdienste, sei das gewesen, was sich nicht unbedingt in den Dokumenten niederschlägt. Wie sah es nun mit all dem in Nairobi aus?

Beginnen wir mit dem Eröffnungsgottesdienst, einer Zeremonie voller symbolischer Akte: Trommeln und Schellen rufen anstelle von Glocken, das Volk Gottes aller Zungen und Rassen sammelt sich, der Einzug in den Plenarsaal, das Hereintragen und Aufschlagen der großen Suaheli-Bibel. Viel Afrikanisches — und doch: zu wenig, ach zu wenig Afrika in diesem riesigen Saal; auf mich wirkt alles ein bißchen erstickt, salonartig. Und Andacht will bei mir erst zum Schluß aufkommen, als der blinde tansanische Christ zum Ausklang trommelt: mit einer ungeheuren Innigkeit und Explosivität auf wundervollen Instrumenten, dabei manchmal halb gesungene Sätze ausstoßend; das ist seine Art, Gott zu loben. Ich kann mich kaum von ihm losreißen, nie werde ich dieses Bild vergessen, und wenn ich Spiritualität sage, dann denke ich unweigerlich an Morris Nyohyusa, den blinden Christen aus Tansania, ganz Rhythmus, ganz Hingabe, ganz Lob — und ganz Afrika. Bezeichnenderweise erscheint er mir wie ausgeschnitten aus einer anderen Umgebung und wie hineingeklebt in diese Halle, vor das große Podium mit dem Teppichboden und den Mikrofonen darauf, die er für seine Musik nicht braucht. Wie bei einer Kollage, wenn Sie wissen, was ich meine.

Ich kann Ihnen noch von einer anderen Kollage erzählen. Eine Woche vor Beginn der Vollversammlung habe ich an der Pre-Assembly Youth Conference des Ökumenischen Rates in Arusha/Tansania teilgenommen. Tansania ist eines der fünfundzwanzig „least developed countries“. Hatten wir, d. h. hundert Jugendliche aus aller Welt (Delegierte, Berater, Stewards, Mitarbeiter des ÖRK), erwartet, hier in einem Zeltlager oder in einer Jugendherberge untergebracht zu werden, so sahen wir uns getäuscht. Wir wohnten bei üppiger Verpflegung (während in Tansania Fleischknappheit herrschte) im East African Community Management Institute, einem Gebäudekomplex, der einem Hilton alle Ehre machen würde, fünf Kilometer von Arusha entfernt auf einem Hügel gelegen. Ein wahrer Elfenbeinturm! Kontakt mit denjenigen, zu denen wir lautstark unsere Solidarität bekundeten, fand nicht statt. Wie sollte es auch anders sein? Wir thronten ja über ihnen, und das ist ganz wörtlich zu nehmen.

In einem sehr inhaltsreichen Gespräch mit einer Deutschen, die seit einigen Jahren im Lehrkörper des College in Bangalore/Indien arbeitet, wurde ich in puncto Kontakt mit den „grass-roots“ von den mir noch verbliebenen wuchernden Romantizismen befreit. Für ein geplantes Austauschprogramm, bei dem Göttinger Theologiestudenten in den Slums von Madurai/Südindien

arbeiten sollten, hatte sie nur ein nachsichtiges Lächeln übrig. Das erste, was man sich als Weißer abschminken müsse, sei die Überzeugung, helfen zu können. Du hast überhaupt nichts zu melden, sagte sie, du bist nur geduldet, und das mit der Frage: „Was willst du überhaupt hier?“ Und du kannst dich schon freuen, wenn man dir so entgegentritt, denn normalerweise sind die Weißen (= die Reichen) nur zum Ausnehmen da. Ein anderes Verhältnis kommt gar nicht auf. Das einzige, was du tun kannst, ist, *zu Hause* zu kämpfen: für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung, für Umstrukturierungen im eigenen Land. Die Probleme Indiens können nur von den Indern selbst gelöst werden. Wenn es schon nach Indien gehen soll, dann ist Reisen und Kontaktaufnahme mit Indern, die mit den Massen arbeiten, die einzig sinnvolle Beschäftigung. In den Slums arbeiten! Was ich denn mit den Leuten anfangen wolle, wenn ich nicht einmal ihre Sprache beherrsche? Ganz abgesehen davon, daß wirklich gar nichts zu helfen sei und die Mauer unübersteigbar bleibe. Kontakt mit den „grass-roots“? Illusorisch. Ja, das sagte sie.

Ich hab's dann natürlich doch versucht. Mit zwei Landsleuten bin ich von Mitarbeitern des Nationalen Christenrates von Kenia in das größte Slumgebiet Nairobis, Mathare Valley, geführt worden. Es gibt weder gepflasterte Wege noch Licht, Wasser oder eine geregelte Kanalisation in den Hütten dort. Der lehmige Boden ist in der Sonne zu bizarren Formen erstarrt, denn kurz zuvor herrschte Regenzeit, die das ganze Gebiet regelmäßig in einen Morast verwandelt. David, einer unserer Begleiter, der selbst im Valley wohnt, führt uns in die Hütte seiner Mutter, einem aus Knüppeln, Lehm, Wellblech und Pappe errichteten Gebilde mit einem Boden aus festgestampfter Erde; Licht fällt nur durch die Tür herein, die mit einem Fetzen Stoff verhangen ist. Durch Bierbrauen verdient sie ihren Lebensunterhalt, und uns wird ein wenig unbehaglich, als sie aus einer ominösen Tonne schöpft und uns das Gebräu in einer Konservenbüchse zum Kosten anbietet. Es ist braun, trübe und schmeckt rauchig und etwas bitter. Sehr viele Leute brauen Bier in Mathare Valley, die Konkurrenz ist groß. Man muß den Kunden gut zureden und ihnen Rabatt geben, damit sie sich nicht einen anderen Wirt suchen. Umgerechnet etwa zehn Pfennig kostet die Büchse. Kunden gibt es nicht überall; Davids Mutter muß den Standort ihrer Hütte danach richten, wo sie ihr Bier verkaufen kann. Natürlich hat sie keine Konzession zum Brauen; das bedeutet, daß sie immer damit rechnen muß, für einige Monate inhaftiert zu werden. Wenn sie zurückkommt, ist ihre Wohnstatt besetzt. Sie muß sich eine neue Hütte suchen und neue Kunden, und alles beginnt wieder von vorn. Natürlich wird durch die Brauerei der ohnehin wuchernde Alkoholismus kräftig unterstützt. Aber woher das Schulgeld für David nehmen? Und überhaupt, wovon leben?

Unser Unternehmen dauerte etwa zwei Stunden. Es war kein Kontakt, sondern ein Sightseeing. An mir liegt es nun, ob ich ihm einen Wert gebe. In Mathare Valley habe ich auch die Parking Boys kennengelernt, Jungen zwischen fünf und fünfzehn, die Waisen sind oder von ihren Eltern nicht versorgt werden können und auf der Straße schlafen. Und ich habe die Arbeit von Father Grol kennengelernt, der sich für sie einsetzt. Bei meinen Berichten in den Gemeinden werde ich für sie sammeln. Ich habe die Adresse. Ein kleiner Schritt, vielleicht. Einmal habe ich schon Post aus den Slums bekommen. Einen Weihnachtsgruß von David aus Mathare Valley.

Aber was heißt das alles? Hat in Nairobi keine Begegnung stattgefunden? Selbstverständlich; aber die Ökumene blieb reichlich unter sich. Zaungäste gab's kaum im abschreckend herrlichen Kenyatta Conference Centre. Man mußte sich anstrengen als pflichtbewußt von morgens bis abends eingespannter Delegierter, um mehr von Nairobi zu sehen als den Weg vom Luxushotel zum Luxuskonferenzzentrum. Schwänzen war da oft die einzige Rettung.

Unsere Gastgeber taten selbstverständlich alles, um uns die Schokoladenseite ihrer Stadt zu präsentieren. Hartnäckig hielt sich ein Gerücht, jeden Morgen um sechs Uhr führen vor dem Konferenzzentrum Lastwagen vor, um die dort wartenden Bettler aufzuladen und abzuschieben. Die Grüne Minna war nicht eben selten zu sehen auf Nairobis Straßen. Als einige von uns in Arusha ihr Unbehagen über die luxuriöse Unterbringung und Verpflegung äußerten, wurde ihnen von unseren afrikanischen Freunden entgegengehalten, wenn wir schon mal nach Afrika kämen, dann wollten sie uns auch ihr Bestes bieten. Wer zeigt sich da schon gern als undankbarer Gast?

Doch das Unbehagen blieb. Es schien mir, als hätten wir unsere Standards, unser Niveau, unsere Strukturen mit nach Nairobi gebracht — und dort war alles so vorbereitet, daß wir lückenlos hineinpaßten, jedenfalls ins Zentrum, wenn man die lahmen, über die Straße kriechenden Bettler einmal übersah. Es scheint, als würde man überall in die Strukturen eingesperrt, aus denen man stammt — bzw. man schließt sich selbst darin ein.

Bei einer Party, zu der die Stewards eingeladen hatten, spielte die deutsche Peter-Janssens-Gruppe sehr sauberen und mitreißenden Blues und Rock, wie wir ihn von zu Hause gewohnt waren. Als dann noch ein Holländer eine gekonnte Pantomime vorführte, platzte einem Mitarbeiter der Allafrikanischen Kirchenkonferenz der Kragen. Wir seien hier nicht in Genf, sondern in Nairobi, rief er protestierend dazwischen. Und ob wir glaubten, das sei afrikanisch, was wir da machten. Die Kollage, wenn Sie sich erinnern.

JUGEND

Die Kategorie „Jugenddelegierte“ gab es in Nairobi nicht — es gab nur „Delegierte unter dreißig Jahren“. Nimmt man Stewards und Berater hinzu, die ebenfalls an den Jugendtreffen teilnahmen, so war's wahrlich ein buntgewürfelter Haufen: vom Schüler über den ordinierten Geistlichen bis hin zum Archimandriten Kirill aus Moskau, mit seinen neunundzwanzig Jahren ebenfalls zur Gruppe der Jugendlichen zählend. Im Gegensatz zu Uppsala, das mehr als einmal nostalgisch heraufbeschworen wurde, fiel die Jugend in Nairobi nicht durch spektakuläre Aktionen auf. In eigener Regie verantwortete Beiträge waren eine in Arusha erarbeitete Stellungnahme zu politischen Problemherden der Erde, die der Vollversammlung als Plenumsdokument vorlag, sowie ein ebenfalls während der Jugendkonferenz verfaßtes Papier zur Zukunft der Jugendarbeit im Ökumenischen Rat der Kirchen, in dem die Einrichtung einer Untereinheit für Jugendfragen angeregt wird. Über den Jugend-Workshop und das Subhearing für Jugend sind die Anliegen dieses Dokumentes bis in die Ausschüsse gelangt; man wird sie in Zukunft kaum übergehen können. Ausführlicher habe ich diese Papiere an anderer Stelle einzuschätzen versucht (Una Sancta 1/76).

Trotzdem: zumindest für die Journalisten war die Jugend ein glatter Ausfall. Sicherlich war eine Ursache für fehlende spektakuläre Aktionen die oben beschriebene Heterogenität unserer Gruppe, sicherlich hat es auch an der Hektik und zeitweisen Unübersichtlichkeit der Konferenz gelegen, unter der wir wohl besonders gelitten haben. Ich glaube allerdings kaum, daß dies die Hauptgründe waren. Noch viel weniger mag ich das Gerücht von der Jugend hören, die konservativer sei als 1968. Man kann mit der immerwährenden Rede vom „conservative backlash“ auch Stimmung machen.

Nein, die Jugend von Nairobi war nicht konservativer als die von Uppsala. Sie war nüchterner, desillusionierter — aber diese Nüchternheit reaktionär zu nennen, sollte man sich wohl sehr hüten. Die Fronten laufen heute nicht mehr zwischen einem konservativen Establishment und einer Jugend, welche die Progressivität für sich gepachtet hätte. Sie laufen quer durch die Generationen, und bei der Suche nach dem Mitstreiter spielt das Alter keine Rolle. Die Aufhebung der Kategorie „Jugenddelegierte“ hatte nicht nur formale Bedeutung. In den Sektionen, Arbeitsgruppen, Hearings hat die Jugend ihren Beitrag geleistet. Sie war integriert in die Arbeit der Vollversammlung.

„SPIRITUALITY FOR COMBAT“

Integrativ ging man in Nairobi nicht nur mit der Jugend um. Von den Frauen hörte man — bis auf die nicht gerade umwerfende Präsentation „Frauen in einer sich wandelnden Welt“ — auch nicht viel. Genau wie die Jugendlichen trafen

auch sie sich mehrmals und ausgiebig für sich allein. Trotzdem war von manchem Kritiker zu hören, die von diesen Gruppen erwarteten Impulse seien ausgeblieben. Überhaupt scheint eine der bemerkenswerten Beobachtungen an Nairobi zu sein, daß vieles nicht eintraf, was mancher erwartet, erhofft, befürchtet haben mag. Wie es nicht zum Aufstand der Jugendlichen und Frauen kam, so auch nicht zum Zusammenstoß Nord — Süd, „fromm“ — „sozial“. In den großen Reden der ersten Tage begann, was sich während der ganzen Konferenz fortsetzte: das unerschütterliche, von der Einsicht in die Notwendigkeit beflügelte und grundehrliche Bemühen, divergierende Positionen zusammenzuhalten.

Statt Prügel für die Industrienationen gab's Selbstkritik der Dritten Welt (man denke etwa an Carr und Parmar) mit einem Mut und einer Ehrlichkeit, die man so manchem Vertreter aus unseren Breiten auch wünschen möchte. Aber auch Repräsentanten des Nordens schlugen sich auf die Brust. Für mich war das fundamentale Referat von R. McAfee Brown in seiner ganzen moralischen Radikalität eines der großen Erlebnisse von Nairobi.

Journalisten riß es zu Formulierungen wie „Ökumene der gemeinsamen Klage und Reue“ hin. Besonders begeistert aber waren viele von dem Stichwort „neue Spiritualität“, das die Berichterstattung, soweit ich sie im Nachhinein überblicke, geradezu dominiert hat. Ich halte diesen Begriff für schädlich, weil irreführend. Zwei Dinge stören mich an ihm. Einmal das Attribut „neu“. Es suggeriert das Entdecken oder Wiederauffinden einer Haltung, die es bis Nairobi innerhalb der ökumenischen Bewegung und ihres Hauptwerkzeuges, des Rates, nicht gegeben habe. Diese Annahme ist schlicht falsch. Es geht um uralte Probleme, mit denen schon Paulus kämpfte: Wie hängen Glaube und Liebe zusammen, was hat Gottesdienst mit Engagement zu tun? Die Formulierung „neue Spiritualität“ unterschlägt den zweiten Teil. Nairobi hat für diese Fragen eine weit nützlichere Umschreibung gefunden: „spirituality for combat“, „Spiritualität für den Kampf“ (oder etwas mundgerechter: „für das Engagement“) — in dieser *finalen Zuordnung* band M. M. Thomas in seiner Rede beides zusammen und wurde in jeder Richtung sehr eindeutig. Den Kontext der Spiritualität für den Kampf bildet „die letztgültige Hoffnung auf die Erfüllung der Geschichte im Kommen Christi und seines Reiches, die das feste Fundament ist für die Aufgabe der Menschheit, die Zukunft der Welt verantwortlich zu gestalten“, „die Wiederentdeckung des Christus der Armen und Unterdrückten . . ., die wir als Basis für die Solidarität und Identifikation der Kirche mit denjenigen betrachten, die um Befreiung kämpfen“, „die Notwendigkeit, im Bewußtsein unserer Solidarität in der Sünde und in Anerkennung der göttlichen Vergebung für Gerechtigkeit zu kämpfen“. Und: „Ausgangspunkt einer jeden Spiritualität der Gerechtigkeit muß . . . die reuige Abkehr von den Götzen und die Hinwendung

zum lebendigen Gott und zur Rechtfertigung durch den Glauben sein“ (Bericht aus Nairobi, S. 247 ff.).

Für mich war die Formel „spirituality for combat“ eine echte Erleuchtung, und die lasse ich mir auch nachträglich nicht verderben. Von manch einem gibt's nämlich böse Worte über die „Rückschrittstendenzen“ in Nairobi. Das Engagement sei geschwächt worden, man habe sich in das Schneckenhaus des vermeintlich einenden gottesdienstlichen Lebens zurückgezogen. Anscheinend sehen manche, wenn von Jesus Christus, von Sünde, Rechtfertigung und Gottesdienst die Rede ist, gleich eine evangelikale Sturmflut hereinbrechen. Da kann ich nun genausowenig mittun wie bei denen, die von der „neuen Spiritualität“ als der Rückkehr der Kirche zu ihrem „Eigentlichen“ sprechen. Es kann für die ökumenische Bewegung kein Rückwärts, sondern immer nur ein Vorwärts geben. Niemals darf sie sich ungestraft von ihrem Engagement in der Welt, von ihrem Kampf für Gerechtigkeit abwenden — im Gegenteil: sie muß noch viel mehr Bereitschaft zeigen, den Einsatz gegen das Leiden zu ihrer Sache zu machen, muß ihre Mitgliedschaft noch viel stärker mobilisieren, muß noch viel wahrhaftiger werden in der Nachfolge. Und auch das andere — nein, ganz falsch, es ist ja ein und dasselbe! — wird sie nicht ohne Schaden unterlassen: sich und der Welt Rechenschaft abzulegen über den Grund ihrer Hoffnung, die Waffen ihres Kampfes und den Horizont ihres Engagements. Es gibt Zeiten, da muß mehr gebetet, und Zeiten, da muß mehr gearbeitet werden, aber nie kann eines das andere ganz verdrängen oder ersetzen.

Dies im Auge zu behalten haben wir in Nairobi immer wieder versucht. Ich kann darin weder Zugeständnis noch Kompromiß noch gar Rückschritt entdecken, sondern es nur begrüßen — als ein Ergebnis allerdings, das vor Mißbrauch und Verkehrung sorgfältig geschützt werden muß. Aber würden Sie vielleicht Ihr Auto verschenken aus Angst, es würde Ihnen gestohlen?

Philip Potter selbst hat uns schon in Arusha die Angelegenheit ganz einfach dargestellt. Wenn du eine Vision hast, sagte er, und niemand um dich herum teilt sie — was machst du, um sie am Leben zu erhalten? Und mit seinem unverwechselbaren breiten Grinsen fügte er hinzu, dies sei natürlich eine Sache des christlichen Glaubens. In Nairobi gebrauchte er das Bild von der Wüste, durch die das Volk Gottes auf dem Weg zum Gelobten Land zöge. Ohne Wasser, ohne Spiritualität gebe es dort kein Überleben.

Merkwürdig, daß es bei uns so allzu oft traurig bestellt ist, sowohl um Frömmigkeit wie um Engagement. Ob es wohl daran liegt, daß wir bei den Fleischtöpfen sitzen? Wann nehmen wir endlich zur Kenntnis, daß andere in der Wüste leben müssen? Wann lassen wir uns vom Herrn der Ökumene in den Exodus rufen?

ANSPRUCH UND WIRKLICHKEIT

Während der letzten Tage gab es in Nairobi noch reichlich Ernüchterung. Waren Reue, Erneuerung, Selbstkritik, Integration, Ganzheitlichkeit immer wieder thematisiert worden, so bekam zu guter Letzt die nationale Identität noch viel Gelegenheit, ihre Dominanz über die gemeinsame Identität in Christus aufs schmerzhafteste unter Beweis zu stellen. Über die langen Diskussionen, die manchmal geradezu peinlichen Abstimmungen und ihre oft recht schmalbrüstigen Ergebnisse, die politischen Verlautbarungen, haben Sie sicherlich schon so viel gelesen, daß ich mir dazu Weiteres sparen kann. Fest steht, daß die Ökumene hier mit dem Anspruch rang, den sie an sich selbst stellt. Wie banal, höre ich Sie sagen; tatsächlich ist dies ja für jeden, der sich mit ihr beschäftigt, ein immer wiederkehrendes Phänomen. Aber ich habe es noch nie so plastisch vor Augen geführt bekommen wie in Nairobi. Die ökumenische Bewegung, so schien es mir manchmal, wird getrieben von einem, nein von vielen ständig präsenten Skandalen, die aus dem schreienden Gegensatz zwischen ihrem Anspruch und ihrer Wirklichkeit manchmal eruptiv hervorbrechen, manchmal vor sich hinschwelen. Das eklatanteste Beispiel ist wohl immer noch die Einheitsfrage, und die tiefste Enttäuschung von Nairobi war für mich, daß wir hier keinen Schritt vorangekommen sind, jedenfalls meiner Einschätzung nach. Da helfen auch alle Beteuerungen des Leidens unter der Spaltung, der Sünde und dem Skandalon der Trennung nichts, die mit den Jahren fast zur rituellen Formel erstarrt sind.

Wer sich in der ökumenischen Bewegung engagiert, wird niemals mit ihr zufrieden sein, denn in ihr spürt man bis zur Unerträglichkeit, was das Leben jedes Christen mitbestimmt: all die Spannungen, all die Abgründe, die uns voneinander, von einem wahrhaft erfüllten Leben für alle, vom Reich Gottes, die die Wirklichkeit der Kirche von der Erfüllung ihrer Bestimmung und von ihrer Verheißung trennen. Es gehört zum Wesen der ökumenischen *Bewegung*, daß sie dann stirbt, wenn sie dem Stillstand verfällt. Sie wird nie fertig, und ohne die Hoffnung, einmal vollendet zu *werden*, könnte bei all der Laschheit der Kirchen und der Christen, bei all den Frustrationen und Unzulänglichkeiten, bei aller Allianz mit der falschen Seite der Mut wohl sinken. Aber eben das ist gerade nicht notwendig. Die Ökumene bewegt sich, und ich bin sicher, daß sie in Nairobi einige sehr wirksame Spritzen bekommen hat. Eine Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen ist aber nur ein Punkt in einem Prozeß, und ebenso wichtig wie sie selbst ist die Arbeit mit ihren Ergebnissen.

So konnte Nairobi nicht, wie von mir erwartet, Strategien zur ökumenischen Bewußtseinsbildung entwerfen. Wenn man die Ergebnisse der Regionalisierung ernst nimmt, darf man dies einer Weltkonferenz nicht zumuten. Liest man die Sektionsberichte, so ist fast durchweg ein hoher Grad an Allgemeinheit, oft bis hin zur Aussagelosigkeit, festzustellen. Die Empfehlungen schreien geradezu nach Konkretion im jeweiligen Kontext. (Vielleicht sollte, wie bereits in Uppsala vorgeschlagen, ernsthaft überlegt werden, ob bei der nächsten Vollversammlung die Sektionsarbeit nicht ausgekoppelt und regionalen Fachkonferenzen übertragen werden kann, um qualifiziertere, mehr in den Kontext verwachsene Ergebnisse zu erzielen. Dies würde auch die völlig überbeanspruchten Delegierten entlasten.)

Es ist jetzt unser aller Aufgabe, Nairobi für den Raum der EKD fruchtbar zu machen. Erst an der Wirkung ihrer Ergebnisse wird man die Vollversammlung endgültig beurteilen können. Sie geht überall dort weiter, wo ihre Botschaft gehört und ihre Ergebnisse in Dienst genommen werden. Graben und Schürfen in Vorträgen und Berichten lohnt sich unbedingt und bringt reichen Gewinn zutage. Jeder ist mitverantwortlich in diesem Prozeß.

Nein, sicher liegt er mir nicht in der Hand, der Griff zum Anfassen. Aber in Nairobi ist mir die ökumenische Bewegung so sehr verlebendigt worden, daß sie mich wohl nicht mehr loslassen wird. Deshalb können auch meine kritischen Bemerkungen nur als Liebeserklärung verstanden werden; denn Liebe macht eben nicht blind.

Für mich bieten die ökumenische Bewegung und die Arbeit des Ökumenischen Rates entscheidende und weithin konkurrenzlose Artikulationshilfen für mein Leben und Denken als Christ. Ohne die ökumenische Dimension kann ich Kirche längst nicht mehr denken. In Nairobi bin ich darin bestärkt und gleichzeitig zurückverwiesen worden in meinen eigenen Kontext, in dem es für uns alle noch eine Menge zu tun gibt.